
Bärbel Lücke
Nach dem Krieg
Ein Kindheits-Kaleidoskop
Königshausen & Neumann

Bärbel Lücke

—

Nach dem Krieg
Ein Kindheits-Kaleidoskop

Bärbel Lücke

Nach dem Krieg

Ein Kindheits-Kaleidoskop

Königshausen & Neumann

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

© Verlag Königshausen & Neumann GmbH, Würzburg 2024
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
Umschlag: skh-softics / coverart
Umschlagabbildung: Didesign: Abstrakter Hintergrund © envato.com
Alle Rechte vorbehalten
Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

ISBN 978–3–8260–9071–4
eISBN 978–3–8260–9072-1

www.koenigshausen-neumann.de

www.ebook.de
www.buchhandel.de
www.buchkatalog.de

Sich erinnern heißt nicht, das Bild einer an sich vorhandenen Vergangenheit aufs neue in den Blick des Bewusstseins bringen, sondern sich in den Horizont der Vergangenheit versenken und Schritt für Schritt die in ihm sich verknüpfenden Perspektiven entfalten, bis die Erfahrungen, die sie enthält, gleichsam neuerlich an ihrem zeitlichen Ort erlebt sind. Wahrnehmung ist nicht Erinnerung.

Maurice Merleau-Ponty

Es gibt nichts Neues, außer in der Erinnerung.

Anselm Kiefer

Kind am Fenster

Das Kind ist in das Wohnzimmer eingetreten. Die Wohnung ist ganz still, die Mutter muss bei der Nachbarin sein. Im großen Wohnzimmer hebt das Kind vorsichtig die bodenlange Gardine aus Florentiner Tüll hoch und schlüpft dahinter. Das ist streng verboten; denn die Gardine wird oben an einer Leiste mit kleinen Heftzwecken angepinnt, und diese von außen unsichtbaren Heftzwecken dürfen sich an keiner Stelle lockern, sonst bekommt die Gardine an dieser Stelle eine Beule. Man muss eine Leiter holen, um alles wieder makellos zu machen. Aber hinter der Gardine lockt das Fenster mit dem Blick auf die Straße. Alle anderen Fenster der Wohnung geben nur den Blick auf Rasen und Gartenstreifen hinter dem Haus frei. Das Kind schaut aus dem von der Eingangstür aus gesehen rechten Erkerfenster auf die Straße, auf der keine Menschen gehen, keine Autos fahren. Die Straße ist an diesem oberen Ende ganz still. Gegenüber stehen auf den alten Trümmerfeldern neuerdings Häuser, ähnlich niedrig gebaut wie das Mehrfamilienhaus, in dem das Kind wohnt. Sehnsüchtig schaut das Kind hinüber. In den gegenüberliegenden Häusern wohnen auch Kinder. Manchmal, wenn alle Kinder aus seinem Haus auf der Straße spielen, kommt ein Kind aus dem neuen Haus und geht seiner Wege, oder man sieht eines am Fenster. Aber das Kind kennt diese anderen Kinder nicht. Es ist warm. Welche Jahreszeit ist es? Welche Tageszeit ist es? Das Kind denkt nicht darüber nach. Sein Herz klopft laut, und es starrt weiter auf die stille Straße, als plötzlich die Häuser gegenüber zu einer Art riesigen Wand verschmelzen. Die

Fenster sind nur schemenhaft zu erkennen. Die Straße ist keine wirkliche Straße mehr. Das Kind fängt an zu frieren, und in seinem Rücken wird die Gardine mit dem eingewebten floralen Muster zu einer Art steifem, dünnem Brett, auf dem sich Eisblumen gebildet haben. Das Kind hat sich umgedreht, hebt dann den weißen Stoff hoch, der sich wieder wie eine Gardine anfühlt und flüchtet aus dem Zimmer. Die Mutter ist immer noch nicht da. Es ist entkommen.

Das Kaleidoskop

In meiner Kindheit hatte ich ein kleines Kaleidoskop aus billiger Pappe. Es gehörte gar nicht zu meinen Lieblingsspielsachen, denn so besonders viel ließ sich ja mit ihm nicht anstellen, fand ich. Von Zeit zu Zeit aber holte ich es aus meiner hölzernen Spielzeugkiste, drehte es und schüttelte es und betrachtete die bunten Stückchen, wie sie sich zu immer neuen Mustern formierten, mit größerem Vergnügen. Es war die Buntheit, die mich faszinierte, aber noch mehr war es die wohl unbewusste Erkenntnis, dass sich Loses und Durchgerütteltes immer wieder zu etwas Ganzem und Schönem zusammenfügen konnte. Ob ich in diesem billigen Spielzeug eine Analogie zum bunten, vielfältigen Leben sah, das sich, wenn man es nur völlig anders als folgerichtig, chronologisch, schicksalhaft oder deterministisch betrachtete, immer neu entfalten konnte, aber auch aus immer neuen Blickwinkeln betrachten ließ, bezweifle ich. In dem Durcheinanderwirbeln der kleinen Teile lag aber eine Magie: kein Muster musste man als gottgegeben bewahren, auch wenn es noch so schön war. Man hatte jederzeit die Freiheit, mit den Teilen zu spielen, so dass sie ein immer neues fragiles und sehr vorläufiges Ganzes bildeten, dessen Formation aber kontingent und veränderlich war – so wie beim Erzählen; aber auch diese Analogie stand mir damals sicher nicht zur Verfügung. Und schon gar nicht solch ein Gedanke, wie ich ihn als Erwachsene bei Roland Barthes fand, der, nach einem eigenen Romanvorhaben gefragt, antwortete, er ziehe der „Vorstellung eines einheitlichen Subjekts […] das Spiel des Kaleidoskops vor; man gibt ihm

einen Stoß, und die Glasteilchen treten in eine andere Anordnung.“ Für mich war es damals nur ein Spiel ohne tieferen Sinn, ohne tiefere Bedeutung. Erst heute scheint mir darin dieses Abbild einer nicht von metaphysischen Prinzipien beherrschten Seins-Gläubigkeit aufzuleuchten, die das Werden für größer und mächtiger, auch für tröstlicher hält als das Sein.

Die Vergangenheit ist immer zugleich die Gegenwart

Meine Tochter, unser einziges Kind, war Ärztin für Psychiatrie geworden, hatte promoviert und arbeitete direkt nach dem Studium in einem großen Krankenhaus. Nach einigen Jahren in der psychiatrischen Klinik orientierte sie sich nebenher mehr und mehr an heilpraktischen und spirituellen Verfahren, eröffnete schließlich eine eigene Praxis für ganzheitliche Medizin. Sie hatte Kontakt zu einer Heilerin, die sie wohl aus den Zeiten ihrer zusätzlichen, privat finanzierten Ausbildung her kannte. Als es mir einmal sehr schlecht ging, schlug mir meine Tochter vor, diese Heilerin anzurufen und ihr von meinen Problemen zu erzählen, weil sie vermutete, dass meine Beschwerden psychosomatischer Natur waren. Ich war skeptisch, fühlte mich unbehaglich, zum einen, weil ich mir unter einer Geistheilerin, auch unter Fernheilung nichts vorstellen konnte, außer ich ließ mich auf das ein, was im Westfälischen, wo ich geboren worden bin, früher Spökenkiekerei genannt wurde, also etwa Hellseherei, Geisterseherei. Zum anderen war es mir ein wenig peinlich, einer Vertrauten meiner Tochter etwas von mir zu erzählen. Dennoch rief ich diese mir unbekannte Frau eines Tages an, aber nicht aus Überzeugung, sondern weil ich meine Tochter nicht vor den Kopf stoßen wollte. Die sehr freundliche Dame bat mich, etwas Signifikantes aus meiner Kindheit zu erzählen, damit sie sich eine Vorstellung von meinen Beschwerden machen könne, die allerdings meiner Ansicht nach physischer Natur waren. Ich ging deshalb nur knapp

auf ihre Bitte ein, sagte eher summarisch zusammenfassend, ich habe eine ziemlich lieblose Mutter gehabt, die mit zwei kleinen Kindern und einem im Krieg vermisst gebliebenen Mann hoffnungslos überfordert gewesen sei und uns Kinder zudem in gewisser Weise misshandelt habe. Offen ließ ich, dass ich damit meinte, dass meine Schwester und ich nicht nur geschlagen worden waren, sondern vollkommen ohne Zuwendung, Ermutigung, Verständnis oder gar Zärtlichkeit aufgewachsen waren. Ich wollte nicht in die sogenannten Details gehen. Außerdem hatte ich schon Therapien, sogar einen Aufenthalt in einer psychosomatischen Klinik hinter mir. Frau J. holte durch die Telefonleitung gut hörbar tief Luft und sagte dann: „Manchmal sehe ich Dinge, die man normalerweise nicht sehen kann. Meine eigene Geschichte habe ich auf meiner Homepage veröffentlich; da können Sie alles über meine besonderen Fähigkeiten nachlesen. Aber was ich Ihnen jetzt sage, erschreckt mich selbst. Ich sehe Ihre Mutter vor mir in ihren Wehen bei Ihrer Geburt. Und ich kann Ihnen sagen, dass sie wirklich alles getan hat, ein entwickeltes Kind nicht lebend zur Welt kommen zu lassen, alles, was sie in dem Augenblick noch tun konnte. Und ich sehe Sie als Embryo im Leib ihrer Mutter. Ihre Mutter verweigert zu pressen, sie möchte Sie nicht als lebendes Wesen zur Welt bringen, sondern die Geburt herauszögern, bis Sie ersticken. Sie will Sie um keinen Preis haben. Sie arbeitet auf eine Totgeburt hin.“ Pause.

„Aber Sie haben es geschafft, geboren zu werden. Ergibt das irgendeinen Sinn für Sie? Ich bin selbst erschrocken.“ Ich musste das Gespräch abbrechen. Nicht, weil ich empört war, dass sich die Heilerin wie eine Hellseherin gerierte (vielleicht war sie eine, vielleicht gab es so etwas tat-

sächlich), sondern weil sie etwas gesagt hatte, das mich sehr aufwühlte. Das, was mich daran hinderte, das Gespräch fortzusetzten, war, dass es tatsächlich „einen Sinn für mich ergab“, obwohl das nicht der Ausdruck war, den ich dafür verwendet hätte. Szenen meiner Kindheit stürmten auf mich ein, die trotz Therapien in mir gewartet hatten, verstanden zu werden. Meine Mutter hatte die Eigenschaft, oft äußerst negative Dinge von sich selbst zu erzählen, die oft mit ihr und mir zu tun hatten, die ich als Kind aber in keinen Kontext einordnen konnte. Sie, die äußerst prüde war, die sich nie vor ihren Kindern unbekleidet zeigte, erzählte mir Dinge von ungeheurer Intimität, die das Fassungsvermögen und die Lebenswelt eines kleinen Kindes bei weitem überschritten.

Erst als ich ein „Teenager“ von dreizehn oder vierzehn Jahren war, hörte sie damit auf. Ich habe nie wirklich darüber nachgedacht, was meine Mutter bewegt hatte, solche Geschichten zu erzählen. Einem unverständigen Kind zu erzählen. Und sie erzählte sie auch nur mir, nicht meiner Schwester, die einige Jahre älter war als ich. Sie erzählte sie auch nicht in Gegenwart meiner Schwester, die vielleicht auch nicht wirklich zugehört hätte, weil das Erzählte auch ihre Verstandesdimensionen überschritten hätte. Meine Schwester war immer sehr introvertiert gewesen, sehr schüchtern, sehr ängstlich, wie abgekapselt, und sie wirkte eher desinteressiert an allem, was sie unmittelbar umgab. Eine der Geschichten, die von mir und meiner Schwester handelten, hatte meine Mutter mir wiederholt erzählt, in den verschiedenen Altersstufen, die ich durchlief; wann zuerst, weiß ich nicht mehr, auch nicht, ob es Abweichungen oder verschiedene Versionen der erzählten Geschichte gab.

Die Erzählung handelte von meiner Geburt fast am Ende des Krieges, und sie fing immer damit an, dass ich eigentlich nicht hätte geboren werden sollen: „Du hattest eigentlich nicht geboren werden sollen, denn im Krieg kriegt man keine Kinder." Ich war weit davon entfernt zu wissen oder auch nur neugierig darauf zu sein, wie Kinder „gemacht" werden – Kinder waren da, sie existierten, sie waren auf der Welt. So klein wie ich war, lauschte ich den Geschichten mit Interesse – sie handelten ja von mir! – und mit zugleich völligem Unverständnis. „Du hattest nicht geboren werden sollen", begann meine Mutter also wieder, „aber nun stand die Geburt an."

Sie hatte mir auch die Vorgeschichte zu der Geburt oft erzählt, aber ich erinnere mich nicht mehr an die Reihenfolge der Erzählungen und schon gar nicht an ihren exakten Wortlaut. Mein Vater war als sogenannter Zechenbeamter vom Kriegsdienst freigestellt, weil auch die kaufmännischen Arbeiten in einer Zeche als kriegsrelevant galten, hatte sich aber mitten im Krieg in eine andere Stadt versetzten lassen, an die Bergwerks-Aktiengesellschaft derselben Zeche, und damit seine Unabkömmlichkeit riskiert. Kurz darauf wurde er tatsächlich eingezogen und wurde als Gefreiter, noch nicht dreißig Jahre alt, an die Ostfront geschickt, nach Russland. Als meine Geburt anstand, bot eine der vielen Tanten meiner Mutter, die alle durch Heirat Kleinbäuerinnen in Ostwestfalen waren, ihr an, mit meiner vierjährigen Schwester zur Entbindung aufs Land zu kommen: in der Stadt sei es, zumal gegen Ende des Krieges, zu gefährlich, denn die Alliierten bombardierten das Ruhrgebiet, wo wir lebten, um die Schwerindustrie endgültig zu zerstören, den Nachschub an Kriegswaffen und Kohle zu verhindern.

Die Vorfahren meiner Mutter stammten alle aus dem bäuerlichen Ostwestfalen; mein Großvater mütterlicherseits war als erster in „die Stadt“ gegangen, in eine Stadt im Ruhrgebiet, wo er es zum kleinen Bahn-Beamten gebracht hatte. Meine Mutter zog in das Bauernhaus einer der Tanten, bekam aber nur ein Mägdezimmer in der großen Deele zugewiesen, wo sich auch die Ställe der Tiere befanden. Dieses Dienstmagd-Zimmer sei nur eine winzige Kammer gewesen, in die gerade ein Bett und ein Schemel gepasst hätten. Das Bett musste sie sich mit meiner kleinen Schwester, also dem nun älteren Kind, teilen. Diese Geschichte hörte ich als Kind gerne, stellte viele Fragen, die meine Mutter aber, nur daran erinnere ich mich noch, nicht etwa an die Fragen selbst, nie zu meiner Zufriedenheit beantwortete. Eine meiner beharrlichen Fragen war, wo ich denn geschlafen hätte, da in der Mägdekammer ja nur ein Bett gestanden habe, das sie sich mit meiner Schwester hätte teilen müssen, und ich war doch gerade erst geboren worden. „Ach, du hast in der Wäschekammer der Tante geschlafen.“ „Und wo war die?“ Als ich schon etwas älter war und wir dort einmal zu Besuch gewesen waren, antwortete sie: „Du weißt doch, am Ende der großen Deele, hinter den Schweine-Ställen, ist die große Wand mit den bunten Glasfenstern und der schönen Buntglastür zur Wohnung der Familie. Und in der Wäschekammer dort hast du geschlafen.“ Bestimmt habe ich gefragt, ob sie mich denn nachts habe schreien hören können, wenn ich Hunger hatte, aber ich weiß nicht mehr, was sie geantwortet hat. Natürlich hätte sie mich nicht hören können; und vermutlich wurde ich „nach der Uhr“ gefüttert. Dass man Säuglinge schreien ließ, war in jener Zeit übliche Praxis.

Die Entbindung selbst hatte nicht in dem Bauernhaus der Tante, sondern im Haus der Cousine meiner Mutter, die Hebamme war, stattgefunden. Es war auch nicht unmittelbar in der Nähe, sondern in einem anderen Dorf, das zwar heute längst eingemeindet ist, damals aber sicher schwer zu erreichen war. Dieses Haus habe ich nie kennengelernt. Als ich sehr spät den Wunsch äußerte, es zu sehen, was er wohl seit langem abgerissen, ein kleines Einfamilienhaus an einem See oder eher Teich in eben jenem kleinen Dorf. Von der Geburt selbst aber erzählte meine Mutter ausführlich, fast ein bisschen dramatisch, wie mir heute scheint, obwohl ich damals noch nicht wusste, was ein Drama ist oder was dramatisch bedeutete. Die Geburt habe sehr lange gedauert, erzählte mir meine Mutter (wann zuerst?), und ihre Cousine, die Hebamme (was ist eine Hebamme? fragte sich das Kind), habe sie, meine Mutter, verzweifelt beschworen, zu pressen (pressen?), was meine Mutter offenbar nicht richtig tat (und was sich meinem Verständnis komplett entzog). Welche Vorstellungen diese unbekannten Wörter in mir auslösten, ob sie überhaupt bildhafte Vorstellungen initiierten – das alles weiß ich nicht mehr. Schließlich, erzählte meine Mutter, habe sich die Cousine nicht mehr zu helfen gewusst, weil ich, das Kind, nicht kam, und sie habe nach dem Arzt geschickt. Ich habe nie gefragt, was das genau hieß. Als ich klein war, gab es bei uns zu Hause kein Telefon. Wenn ich mir überhaupt etwas vorgestellt hatte, dann vielleicht, dass sie einen Boten ausgesandt hatte. Und dann, Mama, was ist dann passiert? In dem Augenblick, in dem der Arzt den Raum betrat, sei ich geboren worden, und ich sei überall blau gewesen, komplett blau. Blau, Mama? Wieso blau? Und der Arzt sei wütend gewesen, dass man ihn

gerufen habe. Und warum? Na, du warst ja jetzt auf der Welt, und er konnte dich nur noch abnabeln, was die Hebamme auch hätte tun können. Und wann immer mir meine Mutter diese Geschichte neu erzählte, wusste ich, dass der Höhepunkt noch ausstand, den sie besonders gern erzählte. Kurz nachdem ich versorgt gewesen sei, habe es auch in der ländlichen Gegend, in der meine Mutter bei der Hebammen-Cousine entband, einen Bombenangriff gegeben, und die Cousine habe vorgeschlagen, da meine Mutter ja wohlauf war, in den Keller des Einfamilienhauses zu gehen. Und als die beiden Frauen dort schließlich gesessen hätten, war der Cousine aufgefallen, dass das Neugeborene nicht da war, und sie fragte meine Mutter bestürzt, wo denn ihr Kind sei. Was hast du ihr gesagt, Mama? Ach, dich hätte ich oben vergessen, habe ich gesagt. Du hast mich vergessen? Ja, an dich hat niemand gedacht, als wir in den Keller flüchteten.

An die Bomben habe ich später, wann immer diese Geschichte in mir auftauchte, nie gedacht, auch nicht an die überstürzte Flucht in den Keller, der ja Teil des Hauses war. Immer wieder hallte allein das Wort vergessen in meinem Kopf und wurde – statt langsam leiser – immer lauter, bis es regelrecht im Kopf zu dröhnen anfing.

Als ich schließlich erwachsen war, hätte es viele Fragen zu dieser Geschichte gegeben, die ich aber meine Mutter nie fragte. War es der Krieg, der dich so gefühllos gemacht hatte, Mama, dass du dein eigenes Kind gleich nach der Geburt vergessen konntest? Dass sie mich „vergessen“ und möglicherweise den Bomben preisgegeben hatte – war das auf die Geburt selbst zurückzuführen, die vielleicht einen Schock in ihr ausgelöst hatte? Im Krieg an eine Abtreibung zu den-